



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ein christliches Mohrenreich.

Wenn das Christkind auf die Erde steigt.

Klingt, ihr Weihnachtsglocken,
Läutet mit Frohlocken,
Läutet ein die sel'ge heil'ge Nacht,
Die den Menschen allen,
So auf Erden wallen,
Einst das Paradies zurückgebracht.

Wen die Welt geächtet,
Wen die Armut knechtet,
Heute wird ihm Reichthum wunderbar.
Seiner Gnaden Fülle
Beut in Kindeshülle
Ihm der reiche Gott vom Himmel dar.

Wen in dunklen Stunden
Hielt die Schuld gebunden,
Tritt nun frei aus der Gefangenschaft,
Von der Sünde Ketten
Alle zu erretten
Gab sich Gott in unsres Leibes Haft.

Wer mit stillem Zagen
Langes Leid getragen,
Ihm wird süßer, überfüßer Trost,
Wenn mit kleinen Händen,
Die das Leben spenden,
Ihn das holde Gotteskindlein kost.

Läutet, Weihnachtsglocken,
Läutet mit Frohlocken
Hellen Jubel ein, der nimmer schweigt,
Friede muß auf Erden,
Lauter Friede werden,
Wenn das Christkind auf die Erde steigt!

Schwester Regina Mojt, O. S. D.

Ein christliches Mohrenreich.

(Fortsetzung.)

Endlich war es uns nach wiederholten Besuchen und dringenden Bitten gelungen, vom Baharnagash drei Kamele zu erhalten, sowie die Erlaubnis zum Kaufe der uns so nötigen Maultiere. Trotzdem mußten wir einen Teil unseres Gepäcks unter der Aufsicht unseres Faktors im Flecken Barra zurücklassen. Mit den übrigen Sachen setzten wir unsere Reise an den Hof des Regus von Abessinien fort.

Es war die denkbar schlechteste Zeit des Jahres, in der kein Abessinier eine Reise unternimmt; allein wir waren des ewigen Wartens herzlich satt, dazu fremd, mit Land und Klima unbekannt. Die endlosen starken Regengüsse hatten den Boden aufgeweicht, gute Wege und Landstraßen kennt man hier überhaupt nicht, und so kam es, daß wir erst nach einem mühevollen Marsche von drei Tagen den Flecken T a u c i erreichten, der nur zwölf Meilen von Barra entfernt ist. Wir waren total erschöpft und in hohem Grade verstimmt und mißmutig. Dagegen fanden wir beim dortigen Statthalter, einem Bruder des Baharnagash, eine über alles Erwarten freundliche Aufnahme, und so versöhnten wir uns allmählich wieder mit unserer Lage.

Tauci, der Hauptort des Bezirkes Makada, liegt auf einer fruchtbaren Anhöhe. Man genießt von hier aus eine herrliche Aussicht über weite, weite Strecken; wohl vierzig bis fünfzig Meilen weit liegen rechts und links vom Flusse in reicher, gut angebauter Ebene über hundert Dörfer und Ortschaften. Dazu dieser Ueberfluß an Wild und Geflügel aller Art, desgleichen an Getreide, Obstbäumen und Gartenfrüchten! Ein wahres Paradies auf Erden. Doch nein, ein volles, ungetrübtes Glück ist hienieden nicht zu finden. Tauci hat auch eine Plage, und zwar eine große; das sind die ungeheuren Heuschreckenschwärme, die in manchem Jahre auftauchen und die Bevölkerung fast zur Verzweiflung bringen. Die Wanderheuschrecke ist etwa so groß wie die unsrige, hat aber gelbe Flügel und erscheint in solchen Massen, daß diese Flieger in förmlichen Wolken daherkommen und buchstäblich die Sonne verfinstern.

Die Eingeborenen sehen schon am Tage vorher an dem bleichen Lichte der Sonne und dem gelben Schein, den sie auf die Erde wirft, daß die Ambuti, wie sie die Heuschrecken nennen, im Anzuge sind und fangen dann zu schreien und zu jammern an, als ob der jüngste Tag bevorstünde. Ich war dreimal Zeuge dieses Unheils und bemühte mich, dessen Verlauf genau zu beobachten. Während unseres Aufenthaltes zu Barna, wo wir fast drei Jahre liegen mußten, wurde eines Tages um die Mittagszeit jenes Schrecken erregende Zeichen an der Sonne wahrgenommen, und am nächsten Tage erschienen die gefürchteten Heuschrecken wirklich in solchen Massen, daß sie das ganze Land auf vierundzwanzig Meilen weit bedeckten.

Die Priester, von dem geänstigten Volke gedrängt, bestürmten mich, ihnen in ihrer Not mit meinem Rate beizustehen. Ich wußte kein anderes Mittel vorzuschlagen, als einen Bittgang, um in gemeinsamem Gebet die Barmherzigkeit Gottes anzuflehen. Alles stimmte meinem Vorschlage bei, und so hielten wir am nächsten Morgen gemeinsam mit dem schwarzen Volke eine große, schöne Prozession. Die Abessinier trugen den geweihten Altarstein an der Spitze, sowie ein großes, hölzernes Kreuz, und so zogen wir ungefähr eine Meile weit in die Felder hinein, wo das Getreide stand. Bei einem Hügel machten wir Halt. Ich ließ mir einen Haufen gefangener Heuschrecken herbeibringen und sprach darüber einen kirchlichen Exorzismus aus, den ich während der Nacht verfaßt hatte. Darin befahl ich den schädlichen Tieren innerhalb der nächsten drei Stunden von hier zu weichen und für immer fortzuziehen nach den wüsten Gegenden im Gebirge oder ins Meer. Nie mehr sollten sie es wagen, den Feldern, Bäumen und Früchten frommer Christen zu schaden, würden sie aber meinen Worten nicht gehorchen, so sollten sie preisgegeben sein dem Gewitter und Sturmwind, den Vögeln des Himmels und den Tieren der Erde. Gott erhörte mein Gebet, denn als wir nach Hause zogen, drängten sich die Heuschrecken so massenhaft hinter uns her, daß wir beinahe fürchteten, davon ersticken zu müssen. Wie Regenschauer und Hagelschlossen prasselte es von allen Seiten auf uns nieder. Sie zogen nach dem Meere zu, und die Ein-

wohner, die auf die Dächer gestiegen waren, um die Flucht der Heuschrecken mitanzusehen, brachen in hellen Jubel aus und dankten Gott aus ganzem Herzen.

Inzwischen stieg auch noch ein starkes Gewitter auf, das sich in einen drei Stunden anhaltenden Platzregen auflöste. Dadurch wurde eine solche Menge von Heuschrecken vertilgt, daß sie stellenweise in ganzen Hügeln auf dem Felde lagen und die Wassergräben sich zwei Klafter hoch damit anfüllten. Das Volk staunte nicht wenig über den Erfolg unseres Gebetes und hielt uns fortan für große Heilige; die Priester und Mönche aber behaupteten, wir seien Zauberer, weil wir uns nicht einmal vor den Löwen und anderem Raubzeug fürchteten.

Unser Ruf als Heuschreckenvertilger verbreitete sich rasch über das ganze Land. Drei Tage später wurden wir nach Taberia gerufen, das eine Tagreise weiter gegen das Meer zu liegt, um hier gleichfalls Hilfe gegen die Heuschrecken zu bringen. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe, und die ganze Gegend ringsum, soweit wir nur schauen konnten, war gelb von den Millionen und Milliarden von Heuschrecken, die sich da gelagert hatten.

Wir veranstalteten sofort eine Bittprozession, und noch ehe wir das Frühstück eingenommen hatten, erhob sich der ganze ungeheure Schwarm und flog davon, so daß im ganzen Bezirk bald keine einzige Heuschrecke mehr zu sehen war.

Bei diesem Anlasse will ich gleich ein paar Erlebnisse mitteilen, die mir ein anderesmal begegneten; sie zeigen uns, welche unglaubliche Verheerungen diese an sich so harmlosen Tierchen anrichten können. Ihre Gefahr liegt eben in ihrer nimmerjätten Gefäßigkeit und ihrer alle

Vorstellungen übersteigenden Zahl. So kam ich einmal nach Arguon, einem Gebirgsorte der Provinz Abregima. Die Heuschrecken waren dagewesen. Was hatten sie getan? Alles radikal abgefressen. Die fingerdicken Halme des Refuro, das dort mit Vorliebe angepflanzt wird, lagen wie von einem Hagelwetter getroffen, zerichlagen und geknickt am



Anprobieren der neuen Weihnachtsgeschente. (Missionsstation Gentschbau. P. Emanuel Gantich, Dr. Gerold Selter.)

Boden; das übrige Getreide aber war so gründlich abgenagt und abgefressen, daß man kaum noch sehen konnte, daß die Felder überhaupt angebaut gewesen waren, und die Bäume waren nicht bloß der Blätter, sondern auch der Rinde beraubt. Die Heuschrecken aber, die allenthalben in ungezählten Milliarden den Boden bedeckten und ohne Unterbrechung vom Morgen bis zum Abend

nagten und trafen, hatten noch keine Flügel und waren die Nachkommen eines vorausgezogenen Schwarmes, der die erste Verwüstung angerichtet hatte.

Die Bewohner aber, Männer, Weiber und Kinder, saßen wie vom Schlage gerührt und ganz betäubt von Trauer und Schmerz auf ihren Feldern. Andere befanden sich bereits auf der Wanderschaft nach entfernten, von dieser Plage verschont gebliebenen Orten, um dem Hungertode zu entgehen. Auf die Frage, warum sie nicht lieber beteten und mit vereinten Kräften das Ungeziefer zu vertilgen suchten, sagten sie, der Himmel habe sie für ihre Sünden gestraft und sie wagten es daher nicht, sich gegen diese Plage aufzulehnen.

Als ich mich später zu Aquate, einem Dorfe der gleichen Provinz aufhielt, erschien um die dritte Stunde des Tages die Spitze eines solch ungeheuren Heuschreckenschwarmes, daß er in ganzen Wolken, Stunde um Stunde über uns dahinzog und sich erst mit Einbruch der Nacht niederließ. Als er sich am nächsten Morgen, nachdem schon die Sonne etwas höher am Himmel stand, zum Weiterfluge erhob, sah man kein Blatt mehr auf den Bäumen, und der nächste Schwarm, der kurz darauf eintraf, fraß auch noch die Baumrinde ab; der ganze Boden ringsum aber war von abgefressenen Zweigen und Nestchen förmlich bedeckt. Der Zug, der eine Breite von fünf Meilen einnahm, dauerte fünf Tage hintereinander, und als er endlich vorüber war, sah der Boden schwarzbraun, wie vom Feuer verzehrt, aus.

Man konnte uns nicht sagen, wo das Ungeziefer eigentlich herkomme; wir bemerkten nur, daß es in der Regel von der Küste des Königreichs Dangali kam. Dort wohnten wilde, heidnische Völker, die mit den Untertanen des Priesters Johannes fortwährend im Krieg standen. Es scheint, daß die Heuschrecken in den dortigen Steppen und Wüsteneien, sowie in Arabien besonders günstige Brutstätten finden.

Doch zurück zu unserem Thema! Wir waren also, wie gesagt, auf unserer Reise zum Priester Johannes in dem eben so schön gelegenen, wie fruchtbaren Städtchen Tauci angelangt. Hier gab es wieder längeren Aufenthalt. Rodrigo, unser Kapitän, ging mit einigen seiner Leute voraus zum Statthalter der Nachbarprovinz Tigre, um von ihm die zur Fortsetzung unserer Reise nötige Hilfe zu verlangen. Dieser Statthalter, der den Titel Tigremahon führt und ebenfalls, wie der sögen. Priester Johannes, auf den Rang eines Regus Anspruch macht, spielte den Gnädigen und sagte bereitwilligst die verlangte Hilfe zu.

Auf diese Nachricht hin brachen wir alle am 3. August 1520 bei einem heftigen Gewitter von Tauci auf. Drei Meilen weit ging unser Marsch durch eine schöne, fruchtbare Ebene, dann aber kamen wir an einen rauhen, steinigen Fußpfad, der uns in ein tiefes, unheimliches Thal hinabführte, wo wir bei einem Kirchhofe unser Nachtlager aufschlugen. Ruhe und Schlaf genossen wir nur wenig, nicht etwa aus Furcht vor den Toten, wohl aber vor den vielen dort unten umherschweifenden Hyänen. Am folgenden Tage ging es zunächst wieder auf rauhem, beschwerlichem Gebirgspfad durch dichtes Gehölz sechs Meilen weiter, bis wir an den Fluß Mareb gelangten, der die Grenze bildet zwischen den Provinzen des Baharnagash und des Tigremahon und in den Nil mündet.

Senjts des Flusses sahen wir einen Haufen schwarzen Volkes, wohl 600 bis 700 Mann, die, wie man uns sagte, zu unserm Empfange bereit standen, und bei unserm Anblick einen kolossalen Lärm erhoben und uns

mit Trompetengeschmetter begrüßten. Das war ja recht erfreulich und ehrenvoll, als aber unser Gepäck über den hochangeschwollenen Fluß gebracht werden sollte, wollten weder die vom Baharnagash uns mitgegebenen Führer, noch die vom Tigremahon uns entgegengeschickten Leute etwas davon wissen. Beide Teile erklärten, der Fluß gehöre nicht zu ihrem Gebiete. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, sie dazu zu bewegen, daß sie sich zuletzt gemeinsam dieser Arbeit unterzogen.

Sobald wir das andere Ufer erreicht hatten, setzten wir unsern Marsch fort, obschon sich der Tag bereits zu neigen anfang. Der Weg war schlecht, die Gegend rauh und gebirgig, aber voll von Wild. Nicht selten begegneten uns Wildschweine in Rudeln von 40 bis 50 Stück, und Rebhühner und anderes Geflügel in mancherlei Farben und Gestalten bedeckten förmlich die Bäume und den Boden. Hunger hatten wir also keinen zu leiden, dafür war schon gesorgt. Dagegen drohte uns Gefahr durch die großen, reizenden Tiere, die hier in Unmasse vorhanden sind. Am hellen Tag allerdings fürchteten wir sie wenig, denn wir verließen uns auf unsere Gewehre und Waffen. Ungemütlicher wurde es zur Nachtzeit, wo diese Bestien unter ohrenbetäubendem Gebrüll beständig unser Nachtlager umkreisten, das wir mitten auf öder Heide hatten aufschlagen müssen. Zu unserer Sicherheit hatten wir ringsum Feuer angezündet und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Schließlich ging alles gut vorüber; keinem von uns war ein Leid begegnet.

Am nächsten Morgen setzten wir unverdroffen unsern Marsch wieder fort. Der Weg führte uns zwischen vielen einzeln stehenden Berggruppen hindurch, die zum Teil recht hoch und steil waren, aber zu unserer nicht geringen Verwunderung fast alle auf ihrer Spitze eine Kapelle trugen, die sämtlich der allerheiligsten Jungfrau Maria geweiht waren. Welche Mühe mochte es wohl den guten schwarzen Eingeborenen gekostet haben, auf solcher Höhe ein Kirchlein zu erbauen! Ihr Glaube und Opfersinn mußte doch groß sein, nicht minder ihre Liebe zur Gottesmutter Maria.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Gmaus. — Vor einiger Zeit kam ein kassrisches Ehepaar hieher. Der Mann war nur mit einer braunen Wolldecke bekleidet, trug aber Ledergamaschen an den nackten Beinen; die Frau war nach europäischer Art bekleidet, und ersuchten mich, zu ihrer Mutter zu kommen. Diese sei von heidnischen Kaffernweibern schwer mißhandelt worden, spucke Blut und könne kaum mehr gehen; ich möchte sie doch besuchen und ihr eine kräftige Medizin mitbringen.

„Ist der Kraal weit von hier entfernt?“ fragte ich. — „Ja, es ist weit; ich und mein Mann waren bis hieher viele Stunden auf dem Weg.“ — „Gut, so will ich morgen kommen.“

Nun hatte aber die Frau noch ein Anliegen, ein ganz geheimes, das sie, wie sie sagte, nur unsern Schwestern anvertrauen könne. Ich führte sie also ins Schwesternhaus. Hier klagte sie, daß sie von ihrem Manne so hart behandelt werde, sie habe nicht nur schwere Vorwürfe, sondern häufig auch körperliche Mißhandlung zu erdulden. Grund gab sie keinen an, allein mir scheint, daß ihre Zungengeläufigkeit wohl auch Anlaß dazu bot;